

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

165 (17.6.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Crucifixus in taberna

Don Wolfgang Hufsch

Es ist eine kleine Schenke, nicht allzuweit von einer der bedeutenderen Straßen Münchens und doch dem Zulauf des großen Publikums entzogen. Nur über Mittag ist dort ein stärkeres Getriebe. Abends bittet die Kellnerin schon gegen elf Uhr um Zahlung, packt ihre Tasche und verschwindet. Wenn wir dann unseren Halben Dunkel, oder was wir sonst im Glase haben mögen, schnell austrinken und uns ebenfalls verabschieden, ruft der Wirt, ein behäbiger Mann mit knolliger Nase und blinzelnden Augen, sein „Gute Nacht, der Herr, Wiedersehen, der Herr“ so erleichtert und munter, daß wir die Sehnsucht seines künftigen Besuches nach einem Bett ordentlich lebendig verspüren.

In dem einsigen Raum stehen nur wenige Tische. Die Wände sind bis zur dreiviertel Höhe mit hellem Holz bekleidet und dann wie die Decke weiß getüncht. Die Tische sind, da sie sich in einen Gang hineinziehen und gleichzeitig als Gassenscheitel dient, nur zum geringsten Teil zu sehen. Ein Pfeiler und eine spanische Wand teilen eine Nische ab. Wenn der neugierig sich umschauende Gast das alles wahrgenommen hat, verweilt kein Blick zuletzt wohl an den Dingen, die den Herr der Welt des weißgebliebenen Teiles der Wände ausmachen. Einer Anzahl von Gemälden nämlich, die, von seltsamer Farbe und Form, dem Naturkundigen fremdwürdig und dem Laien wunderbar erscheinen. Man hat sie auf Brettern genagelt, mythologischen, holzschnittenen Tierköpfen in die Stirne geschnitten und, nützlich und schmuckvoll zugleich, einrahmend um einen Spiegel gelegt.

Das belustigt und nötigt ein kleines Lächeln in die Augen. — Und dann entdeckt man zwischen diesen verschrobenen Bildern einen Crucifixus. Er hängt in der Nische, über dem. Das tischhohe Kreuz ist aus braunem Holz, der Körper daran in naiver Formgebung wohl aus Gips, jedenfalls von der gelblichen Blässe dieses Materials. Wenn man aus jenen in rationaler Geschäftigkeit ertalenden Gegenden des deutschen Nordens kommt, in denen man Gott, ihn einordnend in die Bürokratie des Geistes, auf die Stätten seiner Häuser und die Zeit seiner Feste beschränkt hat, so ist man sich selbst bei diesem Anblick ungewiß, ob das Lächeln sich verstärken oder staunender Bewunderung weichen soll. In weissen Lebensraum sich aber das Herz noch einen Platz behauptet hat, den wird das wohlige Gefühl einer kindlichen Nüchternheit überkommen.

Da hängt der Seilband, dargestellt in dem Augenblick seiner Ewigkeit, in welchem er den stei-

len Gipfel seines Menschseins erstiegen hat und nun eben in die strahlenden Weiten seiner Gottheit hinaustritt, im Raum einer Schenke! Er lächelt und blickt gütig und verständend in den Dunst von Essen und Tabak hinein, hinab auf die lärmenden Menschen zu seinen Füßen. Und das sind wahrlich keine Peter.

Ein Stammisch älterer Herren, von jener Art, die wir Spieker oder Philister schelten, hat sich zusammengesunden und da sie, jeder für sich und alle gemeinsam, den Prototyp dieser Kategorie darstellen könnten, ist nicht viel über sie zu sagen. Zwischen die Begutachtung einer Kalbszunge und die Bemerkung, das Bier sei doch wohl schlechter geworden, schalten sie ihre Meinungen über die Politik ein, wenn ihnen nicht gerade ein Solo ihres Doppelkopfes wichtiger ist als alle Zukunft des ganzen deutschen Reiches und Bayerns dazu. — Ein auch schon hoch in Jahren stehender Mann, den sie „Herr Oberst“ titulieren, spricht zu seinem Hündchen, mit dem er das Abendessen teilt und das wohl das einzige Wesen in dieser komplizierten Gegenwart ist, welches er versteht und mit dem er so etwas wie Seelenkontakt hat. — Ein Gast, mit den unbestimmten Gesichtszügen unserer Zeit, die das Alter nur in großen Spielräumen schätzen lassen, sitzt bescheiden, in einer Haltung, die seine Anwesenheit jeden Augenblick neu entschuldigen soll, hinter einem kleinen Glase Bier und einer Zeitung, an der ihn nur der Stellenmarkt interessiert. — Dann ist noch eine Kunde Studenten besonnen, aus deren lauten Reden wir entnehmen können, daß sie einen Geburtstag feiern. Sie fordern in unablässiger Stetigkeit neues Bier und stimmen wieder an, von denen sie die Hälfte der Verse nur bruchstückweise singen, den Rest, dessen Anstößigkeit sie selbst beschämen mag, durch prustendes Lachen erlösend. Sind alle diese Menschen, die doch schon lange hier her kommen, mit stumpfen Augen und trägen Herzen achlos an dem Bild an der Wand vorbeigegangen? Oder hat einmal einer es angesehen und ein Sinnbild darin gesehen?

Während unsere menschlichen Ueberlegungen für die letzte Frage gerade zu einem Nein gekommen sind und wir weitergehen wollen zu der scheinbaren Sinnlosigkeit des aufgehängten Heilandsbildes, es unwürdig finden und mit dem Begriff der Gotteslästerung zu spielen beginnen, schreien wir auf, geweckt durch einen Anfall, dumpfes Herpringen und breites Hinplattchen von Flüssigkeit. Der Lärm der Studenten wird heftiger, einer von ihnen hat seinen Maßkrug auf die Tischplatte verschlagen. Sie rufen nach

Mari, der Kellnerin. Diese eilt mit einem Lappen hinzu, und wir, so jäh unterbrochen, beobachten sie.

Ihre Erscheinung ist ungewöhnlich gegenüber der Masse der anderen Kellnerinnen, die dick, schwammig und alt zu sein pflegen. Auch sie ist breit in den Hüften und voll in den Gliedern, sich aber in den Massen haltend, die der alte Goethe an den Frauen schätzte, weil diese dadurch ihrer Berufung — Kinder zu gebären — am angemessensten seien. Ihr Haar ist tiefbraun und stumpf, sie trägt es kurzgeschitten. Ihr Gesicht, das Aufwischen des Bieres, versteht sie mit halb abgemendetem Kopf, jedoch ihr Gesicht erkennen. Sie mag um die Mitte der zwanzig sein, ist hübsch durch die frische Färbung ihrer Haut in anmutigem Rot auf gesundem Sonnenbrand. Das Aufwischen ist fertig, sie geht vom Tisch, wir hören den Klang einiger Worte, die die Studenten sagen, ohne jedoch den Sinn verstehen zu können, aber ihre Lippen, die sonst voll sind und von der Zartheit überreifer Früchte, pressen sich unwillig und hart aufeinander. Und nun sehen wir, da sie zu uns kommt, um uns einzuschenken, auch ihre Augen. In dem schwachen Schein und Schatten der Lampen liegen sie fast schwarz unter den langen Wimpern verborgen. Aber nicht von diesen Wimpern rührt der Schleier, der sie bedeckt. Denn dieser ist grau und erweckt in uns die Erinnerung an neblige Herbstmorgen und ihre trostlose Einsamkeit. Es sind Augen, aus denen das Wissen um die eigene Nutzlosigkeit, um das Verfließen, ohne Vermögen Frucht zu tragen, spricht. Wir erblicken hinter dem verschleierte Glanz der Pupillen, in dieser Bewußtheit der Ueberflüssigkeit eine Seele, die empfindlich ist wie Nüchternheit, nicht an und doch in einer Gegend geblieben soll, da viel vorbeigehen, und jeder glaubt, sie sei eigens für ihn gewachsen, jeder sie in die Hand nimmt, damit spielt und sie dem Nächstkommen überläßt, wenn sie ihm — und wie bald ist das — langweilig wird. Sie hat immer auf das zarte und schmelzame Taften eines Schmetterlings gewartet, der sie austrinken und zugleich doch mit neuem Leben erfüllen würde. Er ist nicht gekommen, obwohl der eingeborene Instinkt sie wissen machte, daß er da sei, vielleicht ebenso sehnsüchtig und ohne Erfüllung wie sie selbst, aber nur irgendwo sei, ohne die Möglichkeit eines Weges zu ihr. Das lange Warten hat die Seele müde gemacht. Die Beengung durch die vier Wände der Schenke, durch den Umgang mit solchen Gästen hinderte, daß sie sich immer aufs Neue aufschwang im

Schwingen der Wellen. Wissenlich oder unbewußt hat sie nun resigniert, hat ihre Liebestraft in den Glasrand zu den anderen Erinnerungen ihrer früheren Jahre gestellt und ihre Mütterlichkeit mit der schon bekommenen Kinderwäsche in den Weitenkasten verflochten. So scheint uns Mari, die Kellnerin, zu sein.

Im Sinn, warum das sein muß und wohnen das treiben soll, streifen wir mit unseren Blicken wieder über den Crucifixus hin und schämen uns plötzlich unserer ersten Gedanken. Vielleicht hat auch Mari ihn noch nicht gesehen, wahrscheinlich sogar, denn das Alltägliche ist den meisten am fremdesten. Aber es mag doch sein, daß sie ihn eines Tages herabnimmt, nur um ihn abzustauben, und wenn der Augenblick ein glücklicher ist, wird sie sich dann wieder an die Anfänge ihres verlebenden Lebens erinnern, als man ihr von der Symbolik dieses Bildwerkes erzählt und von Dingen, die hinausreichen über das einzelne, von der Angebundenheit nach der Gebundenheit zwischen Geburt und Tod, von der Ewigkeit, die nicht nur für sich und absolut, sondern für jeden im Besonderen wäre.

Crucifixus in taberna — der Gekreuzigte in der Schenke, über Trägheit und Verhärtung, über Sorge und Uebermut, zwischen Essen, Trinken und Joten; gewiß, gewiß, das will nicht zueinander und scheint sinnlos bei der Blindheit des Antlitzes. Aber eine Seele ist da, oder könnte aus unserer Phantasie doch da sein, die einmal dieses gültige und verlebende Lächeln entdeckt und ihm eine Bedeutung auf sich selbst gibt und erkennt, daß ihr Erwartetes nur eine Stufe war. Ihre Ratlosigkeit, daß diese Stufe zu hoch sei, wird dann gelöst sein. Sie hat einen Weg gefunden, einen anderen zwar, als sie geglaubt hätte geben zu müssen, aber sie ist ans Ziel gelangt.

Crucifixus in taberna — spottet nicht. Es ist nicht jeder Wegweiser für euch bestimmt und hat doch einen Zweck, stünde er auch in einer Schenke an einer abseitigen Straße Münchens zwischen Verschrobenheiten und gemeinen Dingen.

Baldur von Schirach:

Mag unser Sein . . .

Mag unser Sein ins Dunkel geben, versinken in der schnellen Zeit: Es wird doch, was wir wollten, stehen Im Sonnenglanz der Ewigkeit.

Und ist auch unser Sein vergelommen, Das Werk doch wie ein Berg besticht Und kündigt allen, die da kommen: Dies war ihr Glaube im Gebet.



Der Jüngling im Feuerofen

ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

32. Fortsetzung

„Erz Immerodd, ich abbe die Pflicht, die Deutschen zu assen! Zu assen! Zu assen!“

Dreimal paukte er auf die grüne Platte. Und setzte sich schnaufend. Gottlob.

„Abben Sie ge-ört?“

„Erzellens, wer Deutschland haßt, hat es nie verstanden!“

„Schweigeln Sie!“

Er zwirbelte seinen schneeweißen Schnäuser und leuchtete wie ein gebekter Hirschkorn.

„Der wollten Sie etwas sagen? Bitte?“

„Erzellens, wer haßt, der fürchtet. Die fünf Soldaten, die ich rettete, habe ich nie gefürchtet!“

„Wolltreffer! Der Dida grinste, kimperte mit den Fingern auf den Tischrand, holte Luft.“

„Erz Immerodd, würden Sie auch eute noch retten?“

„Wenn ich's könnte: Eine Legion! Aber nur im Tauschhandel!“

„Om. Parbleu, Sie langer Jude Sie?“

„Ach das noch.“

„Ich bin Christ, Herr General!“

Das fettige Zeigefingerchen drohte mir lässig. Meine Bataille war gewonnen. Ein Druck auf den Knopf, und der eintretende Leutnant mußte die Wüste der Exekutierten drinaen. Ich durfte in dem Heft blättern. Die Namen der inaktierten, verschickten oder ausgewiesenen Deutschen füllten bald hundert Seiten. Fünf von diesen Unglücklichen gehörten jetzt mir. Also diktierte ich dem Kommandeur in den silbernen Bleistift:

1. Adam Anker, Gastwirt.
2. Pantroz Wendland, Gemeindevorsteher.

3. Gottlieb Donatus, Küster.

4. Philipp Weber, Weichensteller.

5. Friedrich Willen, Landarbeiter.

6. — — —

„Akt! Genugs. Fünf Namen. Alle aus Mostem?“

„Alle. Und keinen Sechsten als Rabatt, Herr General?“

„Nein. Genugs. Viel zu genugs!“

Abermals Druck auf die Klingel. Unverständlicher Wortwechsel mit dem Adjutanten. Ich konnte gehen, der Betrag meiner Rechnung war angewiesen, ich sollte ihn sogar persönlich in Empfang nehmen dürfen.

Keine Silbe des Abschieds. Man verschah mich nur mit einem Roggenbrot, stopfte mich mit einem bevollmächtigten Sergeanten in ein Auto, dann rasten wir über Oppenheim, Alsen und Kaiserslautern nach Zweibrücken. Wonniage Reise an den Nordhorizonten der Hardt entlana. Würsiger Fruchtwind im Kevier der besonnten Weinberge. Wie schloß ich die Pfals in mein Herz, welche Freude erregte mein Gemüt: Heute abend noch würde ich fünf Menschen heim holen, die ich mir verdient hatte. Ich wagte nicht, in mein Roggenbrot zu beissen, diese Beute wollte ich mit denen teilen, die mir zum Triumph meiner Gefühle verhelfen durften.

Um sieben Uhr abends wurde ich ausbezahlt. Adam Anker heulte. Der fünfundsiebzigjährige Wendland heulte. Wir alle heulten. Schweißschwerenot, was blieb einem anders übrig. Wir schrien wie alte Weiber, als wir uns am Gefängnistor von Zweibrücken in den Armen lagen. Bei einem Anrufsgenossen Adam Ankers wurden wir königlich bewirtet. Klops mit Kartoffeln

und Preiselbeeren. Eine Salzgurke hintendrauf. Dazu Dürkheimer Roten und ellenlange Zigarren. Schmecke wie sieben Torten. Dann Heimfahrt in der Nacht. Auf dem Mainzer Bahnhof vier Stunden Aufenthalt, doch schiffen wir ein dringendes Telegramm nach Mostheim. Halleluja!

Eine Frau namens Selbach?

Wir führten keine großen Gespräche im rumpehenden Abteil der Eisenbahn. Während ich mir die Patina des Dreads vom Anus kratzte, rieb Adam Anker meinen Sockenstoff topfschüttelnd zwischen den Fingern, als käme ihm das Fischgrätenmuster merkwürdig bekannt vor. Da erzählte ich den Zusammenhang der Dinge, und die fünf Genossen unterbrachen mich oft mit schallendem Gelächter. Denn ich hielt es für gut, das Gehehene nicht noch bitterer zu machen, darum stellte ich alles mit einer Salzenkomik dar, die mir von der Kölner Heimat her im Blute lag. Je näher uns die Bahn nach Mostheim brachte, desto eifriger stritten sich meine Freunde um den Platz am Fenster, weil sie mit den Augen möglichst bald dahinein sein wollten. Unterdessen verteilte ich mein Roggenbrot, und alle kauten, daß die Backen schwellen wie Fuchsbälle. Adam Anker freute sich auf seine Eva, immersu mußte ich hören, es gäbe keine treuere Frau als diese. Gottlieb Donatus, der magere Küster, heulte in tausend Klagen, während seiner Abwesenheit könnte das Ewige Licht ausgegangen sein. Pantroz Wendland, der alte Gemeindevorsteher, hatte ebenfalls sünftige Sorgen: Er wollte sofort nach der Ankunft in den Keller gehen, um an die Fässer des letzten Jahresgangs zu drehen. Am schweigsamsten waren die Kernsten unter uns: Der Weichensteller Philipp Weber und der Landarbeiter Frits Willen. Beide quälten sich um ihre Familien, die monatelang unverzorgt bleiben mußten.

Wenige Minuten nach acht fuhrn wir in den Bahnhof von Mostheim. Und da ich mich als Erzähler meines Schicksals einer ehrlichen Haltung befleißigen muß, darf ich nicht die Tatsache unterlassen, daß die Franzosen mir einen schmeichelhaften Empfang bereiteten: Der junge Leutnant, von dem ich früher schon berichtete, daß er sich im

Hause Eva Ankers würdig betragen habe, führte als erster an unser Abteil und schenkte mir ein Gebüß von Rosen. Und drückte mir, großer Worte nicht mächtig, die Hand, während ihm die Tränen über das Kindergeicht rollten. Wie war ich verliebt in die Grande Nation, wo sie aber einer Kerl herauszufstellen hatte, durfte ich ein Blumenangebot nicht kleinmütig in die Pfütze werfen.

Wir mußten durch ein Spalier blank gewieneter Pollen, dann verankten wir in einem Jubelgeschrei, wie es der Rhein seit Jahren nicht mehr hören durfte. Lehrer standen mit ihren Schulkindern am Bahnhofplatz, und die Puten amüsieren das einzige Vieh, das hier noch erlaubt war: Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand. . . Adam und Eva Anker schluchzten sich aus, der eine an der Brust des andern. Pantroz Wendland wurde von seinen Küstergesellen auf die Schultern gehoben, das Geheh nicht ohne betäubendes Gerbrüll. Den Küster Gottlieb Donatus begrüßte ein weißeroller Kirchenchor: Veni, sancte Spiritus! Dann führte ihn der Pastor seinen fünf Kindern entgegen; die Küsterfrau hatte selber nicht kommen können, weil das sechste allzu deutlich unterwegs war.

Endlich standen auch Frits Willen und Philipp Weber bei den Ihrigen, und das Leid in den verweinten Gesichtern durfte wieder Freude werden: In beiden Fällen hatten die Arbeitgeber sich nicht lumpen lassen, hatten Geld und Konerven gestiftet.

Ich glaube, von den fünfzehnhundert Einwohnern Mostheims war nicht einer zu Hause geblieben; die drei Beamten der Landjägerei wetteten sich die Kehlen heiß, weil man ihre Ueberungsseile zu Pulver zerstampfte. Im Gedränge verloren meine Nase alle Blätter, ich wirkte die eigenen Füße nicht mehr, so taub wurden sie im Gemüß getreten. Ich suchte nach Gesichtern, die mir vertraut schienen, aber meine fünf Freunde waren längst abgedrängt worden, jeder hatte was Liebes im Arm; selbst Papa Wendland, der Bas der Gemeinde, ließ sich von den Mädchen küssen, die der Leie im Winckel immer zu helfen pflegten.

(Fortsetzung folgt)